

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 10 (2003)
Heft: 111

Artikel: Living in St. Gallerland
Autor: Walther, Michael
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-885493>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

LIVING IN ST.GALLER RAND

TIM UND DIE PROVINZ

Das dauernde Wehgeklage von der Unterprivilegiertheit der Ostschweiz ging Tim gehörig auf der Nerven. Was allerdings war von Leuten, für die ausserhalb der Landesgrenzen schon überall Talibanland lag, anderes zu erwarten? Fest stand jedenfalls, diese Leute waren die schlechtesten Standortverkäufer, die man sich vorstellen konnte.

von Michael Walther

Superno war ein alter Mann. Er lief in Leinenhosen und einem Pulli herum, dem man erst auf den zweiten Blick ansah, dass es einer von Paul & Shark war. Wenn es gut ging, klebten von seinen mittäglichen Ausflügen noch Pastaresten drauf oder hingen Strohrefte dran. In diesem Aufzug bediente Superno seine Kunden. Er beriet sie in einem Dialekt, der wie die Panzanella (altes Brot, Milch, Wasser, gehackte Zwiebel, Basilico, Aceto, Sale, Pepe, Pomodori, Tonno), das ehrliche toskanische Armengericht, tönte, das er vorzüglich zuzubereiten wusste. Jede zweite Silbe verschluckte er. Die Aussprache war gelegentlich feucht. Mit seiner Schwester zusammen führte Superno in Colle di Val d'Elsa ein Kleidergeschäft. Es war die beste und teuerste Boutique weit und breit, in der sich die Reichen einkleideten, Touristen und Einheimische, die Besitzer der Wein- und Olivengüter ringsum.

Immer mittags fuhr Superno in seinem weissen beziehungsweise grau verwitterten Fiat Panda auf seinen «Collino» hinauf und schüttete vor einem Heer von Katzen, die das Auto, bereits während es sich ihnen näherte, gefährlich einkreisten, einen Kübel nackte, heisse Pasta aus. Der «Collino» war umwerfend. Hier hatten früher die Arbeiterfamilien des Weinguts gewohnt. Das Haus war zehn Meter breit, gut dreissig Meter lang und der Breite und Höhe nach zweigeteilt. Unten befanden sich Stallungen, oben Zimmer. In die beiden Wohnungen im zweiten Stock gelangte man über eine wuchtige Treppe. Das erste Zimmer war die Küche. Sie war sechs mal drei Meter gross, etwa vier Meter hoch und hatte eine Feuerstelle von den Dimensionen des Führerhauses eines Iveco-Lastwagens. Darauf folgten diverse Schlafräume. Zuhinterst befanden sich Toilette und eine Art Dusche, beide nicht mehr als den Namen Rittiratti verdienend. Sowohl die Stallungsräume als auch die Zimmer nutzte Superno als Werkstätten mit Arsenalien von Staub, Schrauben, Blech, Zangen, Krimskrams. Draussen hatte man einen Blick über die nächsten zehn Hügel und in den Him-

mel hinauf, der hier doppelt so gross wie in der Schweiz wirkte. Es ging immer ein Wind. Im Garten standen eine Anzahl Lauben, drei Dutzend Sessel, Stühle, Bänke, Tische, an den Bäumen hingen Girlanden. Hier gab Superno jeden Sommer sein Geburtstagsfest. Superno sagte: «Il Collino è il centro di Colle di Val d'Elsa. Colle di Val d'Elsa è il centro della Tohana. La Tohana è il centro d'Italia, e Italia è il centro del mondo.»

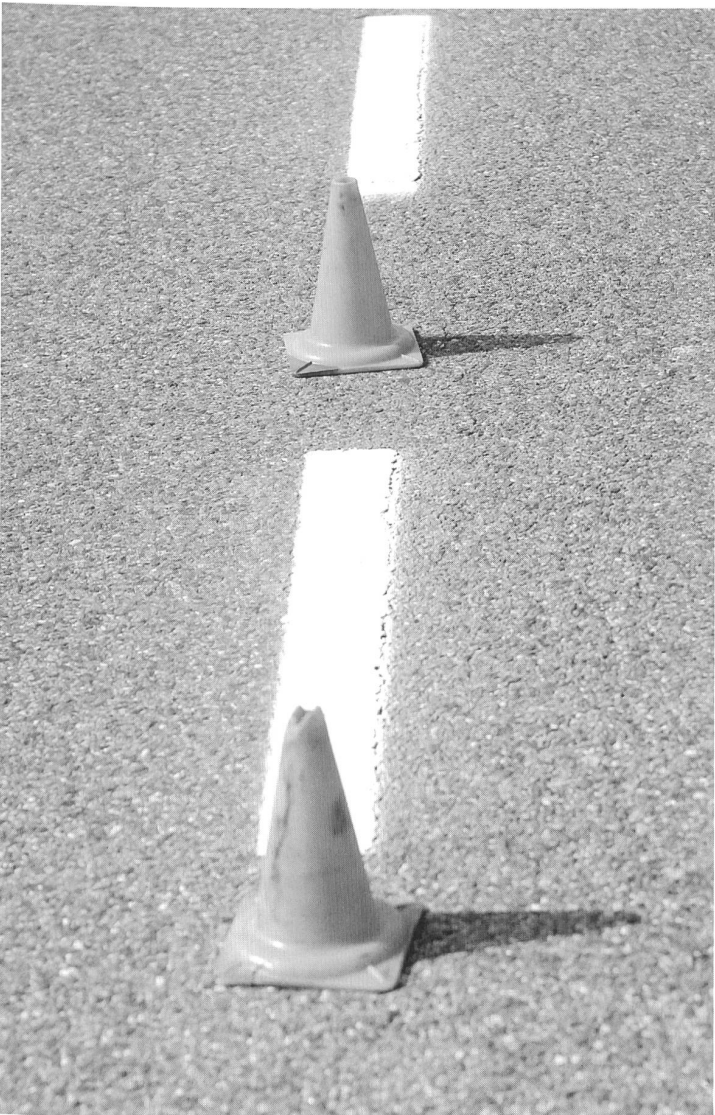
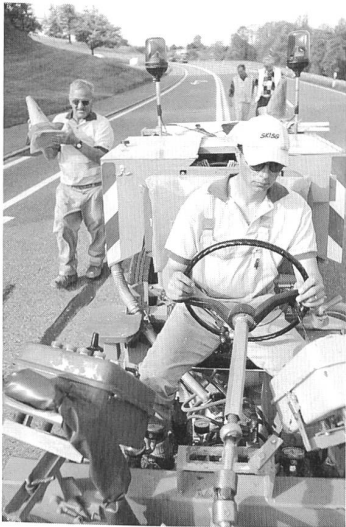
*

Tim fand das chauvinistisch, aber lustig. Zu Hause – nach dem apokalyptischen Verkehr rund um Milano und über dem Gotthard – ging wieder die Leier von der Arschfalte los, einem Begriff, postuliert oder tradiert von Meienberg, den Tim ansonsten mochte. Diejenigen, die in ein Wehklagen ausbrachen, wie seinerzeit Hiob unter dem Dornbusch, als sie kein Bundesgericht erhielten, und in Bern eine Botschaft einrichten wollten, wie wenn es nicht schon einen Ständerat gegeben hätte, waren Tim weniger sympathisch. Einmal bei der Arbeit war Tim von so einer modernen, urbanen Züri-Frau, einer Frau jedenfalls, die sich dafür hielt, eine Statistik auf den internen Mailserver gelegt worden, aus der hervorging, dass der St.Galler Dialekt der unbeliebteste der ganzen Schweiz sei; wahrscheinlich hatte sie diese Aussage für eine Information gehalten. Tim fand das so etwas von bünzlig. «Provinziell ist nicht die Provinz», hatte er ihr zurückgeschrieben. «Provinziell sind die Zürcher, Basler, Schwyzer oder wer auch immer, die glauben, dass nach Winterthur die Provinz anfängt, und sich selbst für etwas Besseres halten.» Tim fand die Vielfalt der Dialekte, so lange es sie noch gab und nicht alles zu ein- und demselben Sunrise-Slang eingewaschen worden war, etwas vom Besten, das die Schweiz zu bieten hatte. Abgesehen davon wäre es an ihm gelegen, sich wegen Kopfschmerzen zu beklagen. Als einer von drei Ostschweizern auf der Redaktion musste ja er die Überzahl Zürcherinnen und Zürcher aushalten, die in der Produktionsabteilung, wenn es um die Auswahl des Titelblatts für die nächste Nummer ging, das Wort «genäü» wie Kamele aussprachen, die einen Ast Datteln zermalmten.

*

Dass sich solcher Unsinn wie «Die Schweiz hört in Winterthur auf» auch immer noch halten konnte! Tim hätte sich geschämt, eine solche Dummheit je auszusprechen. Wer an diesem Satz ein Gran für wahr hielt, ging auch nie über Winterthur hinaus.

Einmal war Tim von Ungarn nach Hause gekommen. Von Graz bis Feldkirch hatten sie den Nachtzug genommen. Auf der Autobahn das Rheintal hinab war es noch dunkel gewesen. So richtig hell war es erst, als Tim über die Autobahnbrücke von St.Gallen fuhr und linkerhand den Säntis sah. Nach Ungarn, wo die höchsten Erhebungen Fünf-Meter-Hügel waren, die früher als Meldefeuer-Stationen gedient hatten, war ihm der Säntis hoch wie ein Himalaya-Berg vorgekommen und ebenso heilig wie Nanga Parbat oder K2. Mit der Zeit sah er den Säntis dann wieder mit den Augen der Einheimischen und Gewöhnten. Aber er wunderte sich, dass sich die Leute hier so wenig bewusst waren, was für eine Attraktion vor ihrer Haustür lag. In Mecklenburg-Vorpommern hatte er einmal eine Ferienwohnung gemietet. Bis zur Ostsee hatte man jeden Tag noch eine Dreiviertelstunde mit dem Auto fahren müssen. Seitdem wusste Tim, dass irgendwann einmal in seinem Haus in Flawil, wenn er den Dachstock umgebaut haben würde, Skischuhe stehen würden, Skischuhe von Briten, die im Toggenburg Ferien machen und bei ihm Bed & Breakfast nehmen würden. Warum auf www.flawil.ch solche touristische Möglichkeiten mit keinem Wort erwähnt waren, war ihm schleierhaft.



Nach jener Deutschlandreise hatten sie in Friedrichshafen die Fähre über den Bodensee genommen, statt ringsum zu fahren. Plötzlich war im Dunst der Säntis aufgetaucht, magisch und mächtig. Drei Wochen lang hatte Tim nichts Gleichartiges gesehen. Und als sie in Romanshorn am verlotterten Zoll vorbei von der Fähre abgingen und es plötzlich das Steuerrad hochgerissen hatte, wusste Tim: drei Wochen lang, 3000 Kilometer weit hatte das Auto die Nase nie so steil nach oben gehalten wie auf den ersten Metern in der Schweiz. Klar, dass die ausländischen Touristen sich hier schon im Hochgebirge fühlten und ihnen der Atem wegblieb.

Die Deutschen wissen, was sie am Bodensee haben. Von Rügen oder Rüsselsheim fährt man nach Immenstaad in die Ferien. Das deutsche Ufer wird im Sommer in fast tessinischem Umfang bewirtschaftet. Wieso aber das Thurgauer Ufer ausser ein paar Fischrestaurants, einer Hüppen-Konditorei und einer Klinik nichts bietet, war Tim nicht klar. Seit er selbst Tourist war und die Schweiz mit den Augen eines Touristen sehen konnte, wusste Tim, dass die Region, in der er wohnte, mit dem lustigen, etwa drei Klimazonen ausmachenden Höhenunterschied – im Mai im Thurgau schon fast die Kirschen reif; auf der Schwägalp noch der letzte Schnee und braune Wiesen, das Ganze in einer halben Stunde zurückzulegen – eine privilegierte Gegend war. Seitdem er englische Freunde auf dem Weg vom Kasten nach Brülisau hinab hatte ausflippen sehen – wegen der Häuslein und Kühlein, des Kühlschranks mit der Milch am Wegrand und der Kirche des Dorfs –, seitdem er selbst immer wieder vom unerklärlichen Farbgemisch der Appenzeller Stadel – Gelb (Wand), Grün (Läden), Rot (Tor) – berührt wurde, seitdem wusste er, dass er in einer touristischen Gegend par excellence lebte.

*

Der Raum Bregenz–München–Alpstein–Bodensee, war das nicht um Längen besser als Zürich mit 54 Gleisen, Fussabtreter der Nation von Montag bis Freitag, Jukebox der Nation am Samstagabend?

Dass das natürlich Bünzlis wie den Canisiüssern und Weigelts nicht klar war, dass denen nichts anderes einfiel, als mit ihrem ständigen Gejammer von der Unterprivilegierung den Lebensraum Ostschweiz und seine Bewohner lächerlich zu machen, war ja nicht verwunderlich. Das einzige, was Weigelt, der schlechteste Politiker, den St.Gallen je gehabt hatte, zustande gebracht hatte, war, in einer Moränenlandschaft einen Waffenplatz zu bauen und – vor zehn Jahren – beinahe die GVA (Gebäudeversicherungsanstalt) zu privatisieren und in die Hölle zu reiten, obwohl der Kanton, für den er gewählt worden war, einer der wenigen Orte auf der Welt war, der über eine funktionierende GVA verfügte.

War aber von Leuten, für die die Bratwurst nur an der Rappensteinstrasse sowie allenfalls auch noch im steuergünstigen Mörschwil in Ordnung war, für die aber ausserhalb der Landesgrenze überall Talibanland begann, etwas anderes zu erwarten?

Superno hatte schon Recht, dachte Tim, der Mittelpunkt ist dort, wo man wohnt und die Katzen Pasta kriegen. Das konnte auch Pernik sein. Aber da wussten natürlich Canisibus oder wie der hiess oder Weigelt auch nicht, wo das lag. Aber weil in der Pfalz die Jobs nach Parteien vergeben wurden, verdienten solche Leute 12000 Franken im Monat, während er hier für wenig Stutz einen Artikel fürs «Saiten» schrieb und den ändern erst noch Ideen lieferte. Aber wahrscheinlich würden sie auch die verhunzen. Fest stand jedenfalls, diese Leute waren die schlechtesten Standortverkäufer, die man sich vorstellen konnte.

Michael Walther, 1964, ist Journalist in Flawil, www.geschichtenladen.ch.

SG2003

OFFIZIELLER PARTNER



www.madcom.ch

GELEBTE NÄHE. 200 JAHRE KANTON ST.GALLEN

Der Geburtstag ist das Echo der Zeit. Wer zeitlos gut sein will, reflektiert nicht nur die Vergangenheit, sondern schaut vor allem auch nach vorne. Das tun wir – und das in dem Kanton, in dem wir zuhause sind. Weil er uns am Nächsten ist. Weil er unvergleichlich ist. Weil er ein Teil von uns ist und wir ein Teil von ihm. Deshalb übernehmen wir Verantwortung und schaffen bleibende Werte. Heute – und morgen.



St.Galler
Kantonalbank

St.Galler | Vermögensberatung



LUST AUF RADIO? JETZT BEWERBEN!



DEIN SOUND. DEIN SENDER. JETZT.
LUFT • 107.1 MHz | KABEL • 101.6 (SG, AI, AR) | 98.95 MHz (TG)
WWW.TOXIC.FM

Wolltest du immer schon mal Radio machen?

Bei toxic.fm, dem jungen St. Galler Radiosender und Ausbildungsradio an der HSG, kannst du diesen Traum im Rahmen des Teilzeit-Ausbildungsprogramms wahr werden lassen. toxic.fm bietet Intensivkurse mit Profis wie Hans-Jörg Enz (ehemals Tagesschau SF DRS) und Felix Mätzler (früher Moderationsleiter DRS3), praktische Tätigkeit am Sender (12h pro Woche), individuelles Coaching, weiterführende Kurse und ein Abschlusszeugnis – > **völlig kostenlos.**

Zielgruppe: Studierende der HSG und interessierte junge Menschen aus der Region.
Voraussetzungen: Mikrofoneignung, Radioflair und in der Regel Mittelschulabschluss.
Dauer: 2 x 6 Monate.
Beginn: Ausbildungswoche 7. - 11. Juli 2003

Bewerbungsschluss: 15. Juni 2003. Weitere Infos: www.toxic.fm und info@toxic.fm
Bewerben mit 1) Fragekatalog auf www.toxic.fm | 2) Lebenslauf | 3) Kreative Stimmprobe
toxic.fm, Postfach, 9001 St.Gallen, Tel 071 245 02 20 (F. Fischbacher)

entzeit.ch - illu: etich.it